

Leben auf verschiedenen Planeten

Die katholische Kirche in Frankreich sucht nach innerer Einheit

Von Wilfried Köpke

Erschienen in der Hannoverschen Allgemeinen Zeitung
am 28. Januar 1995

Die Amtsenthebung des unkonventionellen Bischofs Jacques Gaillot hat in Frankreich eine Protestwelle ausgelöst. Der unbequeme Mahner war weit über die Grenzen seiner Diözese hinaus bekannt. Gaillot sei seiner Pflicht nicht nachgekommen, die Einheit der Kirche zu fördern, hieß es als Begründung für die außergewöhnlich scharfe Maßnahme des Vatikans. Rom ist seit Jahren über den Zustand der französischen katholischen Kirche besorgt. Die Entlassung des aufgeklärtesten Vertreters ihres Episkopats zeigt die Hilflosigkeit, das Unverständnis und die Angst der römischen Glaubensfunktionäre angesichts einer tiefgehenden Krise.

Die Glocken von St. Nicolas du Chardonney läuten unerbittlich — und erfolgreich. Auf dem Kirchplatz drängen sich sonntags nach zehn Uhr Männer in kleinkarierten Sakkos, Frauen im klassischen Kostüm, Mädchen in Faltenrock und Bluse, Jungen im weißen Hemd zur Hose mit Bügelfalte. Dazwischen der Büchertisch von Le Pens rechtsextremer Front National und ein Informationsstand der Royalisten. Die Bettler haben sich an die weniger benutzten Seiteneingänge verdrückt, als wollten sie das liturgische Stelldichein des gehobenen Mittelstands mitten im Pariser Universitätsviertel nicht stören.

Während draußen einige hundert Menschen warten, nähert sich im Innern das Choralhochamt seinem kultischen Höhepunkt. Die Kirche ist weihrauchgeschwängert. In einer Seitenkapelle drängeln sich Frauen mit schwarzen Spitzentüchern über dem Haar an einem Beichtstuhl, nur noch wenige Minuten Zeit für Vergebung vor dem Empfang der Kommunion. Weit vorne hinter dem steinernen Gitter der

Kommunionbank ein Priesterrücken am Hochaltar. Das Meßgewand schmal geschnitten wie auf alten Heiligenbildern. Tief beugt der Priester seinen Kopf zum Altar. Die lateinisch gemurmelten Formeln sind trotz Lautsprecher kaum zu verstehen. Glöckchen klingeln. Der gebeugte Rücken strafft sich, ein Kelch, ein Stück Brot werden hochgehalten; die Beter, schon auf den Knien, ducken sich weg, bekreuzigen sich.

Selbst praktizierende Katholiken müssen mindestens vierzig Jahre alt sein, um diese spätmittelalterliche Form der Liturgie als Kind noch erlebt zu haben. Die meisten hier sind jünger. Fünf traditionalistische Messen werden jeden Sonntag in St. Nicolas gefeiert. Die Anhänger des 1991 verstorbenen Erzbischofs Marcel Lefebvre halten die Kirche seit 1975 besetzt. Die Stadt, der das Gebäude gehört, ließ sie gewähren, allen Protesten des Kardinals von Paris zum Trotz.

„Wir sind der katholischen Tradition treu geblieben und feiern die Messe, wie sie unser Herr vor zweitausend Jahren eingerichtet hat“, erklärt selbstbewußt eine 16 Jahre alte Schülerin ihren Besuch. Und ein junger Mann wirft den „anderen sogenannten Katholiken“ vor, seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil Kompromisse mit Ketzern zu machen und den Glauben zu verraten. An seinem Anzugrevers steckt ein Herz, aus dem ein Kreuz wächst, das Zeichen der Royalisten.

Zwischen St. Nicolas und St. Gervais liegt nur die Seine mit den beiden Stadtinseln und der Touristenkathedrale Notre Dame. Über zwei Brücken gelangt man in wenigen Minuten von der einen Kirche zur anderen. Gemeinsame Besucher haben die Gotteshäuser kaum. In St. Gervais sitzen um elf Uhr am Sonntag die Menschen dichtgedrängt auf Kirchenbänken, Schemeln und dem Teppichboden. Im gotischen Chorraum hocken an die sechzig Männer und Frauen in weißen Umhängen auf ihren Fersen, die Frauen tragen weiße Schleier. Vor dem Altar eine Christus-Ikone, die Orgel spielt leise. Ein Priester zieht ein. Er wird begleitet von Männern und Frauen in Ordenskleidung. Alle erheben sich. Unter den Chormänteln der Schwestern lugt ein Gewand aus hellblauem Jeansstoff hervor, die der Brüder sind dunkelblau. Viele gehen trotz Kälte barfuß in den Sandalen. Eine Schwester stimmt einen Wechselgesang an. Seine kraftvolle Vielstimmigkeit erinnert an orthodoxe Kirchenmusik.

Auch in St. Gervais werden seit 1975 Gottesdienste gefeiert. Damals wurde die monastische Gemeinschaft von Jerusalem gegründet. Die ersten Mönche bezogen Mietwohnungen rund um die Kirche. Den Männern folgten ein Jahr später die Frauen; getrennt und eigenständig leben sie nach der Tradition katholischer Mönchsorden. Sie wollen ein zurückgezogenes Klosterdasein mitten in der Stadt führen. Die Ordensleute arbeiten halbtags, feiern ihre Liturgie gemeinsam und öffentlich, aber verbringen mindestens drei Stunden in der Stille und Einsamkeit ihrer acht Quadratmeter kleinen Zellen zum Gebet, zur Schriftlesung.

Die Priester der Gemeinschaft betreuen ein Sprechzimmer in einem Seitenraum der Kirche. Wer zum Gespräch kommt, hat mit Kirche oft nicht viel zu tun. „Die Ordensleute und die schönen Gesänge ziehen die Menschen an“, vermutet eine Kirchgängerin, die vom Stadtrand jeden Sonntag nach St. Gervais kommt. „Es gefällt allen Leuten hier, weil es lebendig ist“, meint ein Student. Der grauhaarige Paul Bernadin fällt in Jeans und kariertem Hemd unter den Besuchern nicht auf. Zwanzig Jahre lang hat er in Burgund auf dem Bau gearbeitet, seit zwei Jahren ist der 64jährige Rentner. Und er ist Priester, einer von mehr als sechshundert Arbeiterpriestern in Frankreich. Ab und zu kommt er nach St. Gervais zum Gottesdienst. „Ich liebe und bewundere die Liturgie hier“, sagt er und fügt nachdenklich hinzu: „Aber ich frage mich auch, wie die Ordensleute mit den gewöhnlichen Menschen solidarisch sind.“

Die gewöhnlichen Menschen kommen weder in St. Gervais noch in St. Nicolas. Die gutbesuchten, weil außergewöhnlichen Gottesdienste dort sind Ausnahme. Zugleich sind sie Symptome innerkirchlicher Spannung. Die Bandbreite von Traditionalisten über Charismatiker bis hin zu neuen geistlichen Gemeinschaften und Arbeiterpriestern bedroht die Einheit und die gemeinsame Sache. Beunruhigt sehen Frankreichs Kirchenoberen dem 1500. Jahrestag der Gründung der französischen Kirche entgegen. Ende der neunziger Jahre, anlässlich der Gedenkfeierlichkeiten zur Taufe des Frankenkönigs Chlodwig, der gleich sein ganzes Volk der Kirche zuführte, könnten die Stuhlreihen leer bleiben. Gottesdienstpraxis und Identifikation mit der Kirche, „Roms ältester und geliebter Tochter“, schwinden, hat das Meinungsforschungsinstitut CSA herausgefunden.

Galten bisher 80 Prozent der französischen Bevölkerung als katholisch, bezeichnen sich jetzt nur noch 67 Prozent so, und lediglich 24 Prozent verstehen sich als überzeugte Gläubige. Das zeigt sich auch beim Gottesdienstbesuch. Nur 17 Prozent kommen mindestens einmal monatlich in die Messe, wöchentlich sind es nur acht Prozent. 59 Prozent betreten weniger als einmal im Jahr oder nie eine Kirche. Die katholische Morallehre stößt in Frankreich auf taube Ohren. Lediglich sieben Prozent der Befragten halten das Zusammenleben Unverheirateter für einen moralischen Fehler oder eine Sünde. Homosexualität beurteilen nur 17 Prozent als verwerflich, allen päpstlichen Äußerungen zum Trotz. 89 Prozent der Befragten halten es für unnötig einer Religionsgemeinschaft anzugehören, um sittlich zu leben.

Jacques Gaillot, der jetzt amtsenthobene Bischof von Evreux, war von den Ergebnissen der Umfrage nicht überrascht. „Einfach nur die dogmatischen Formeln wiederholen, das geht nicht mehr. Wir erleben eine tiefgehende gesellschaftliche Verschiebung: Die Menschen fühlen sich mehr ihrer persönlichen Verantwortlichkeit und eigenen Werten verbunden als der Institution Kirche“, resümiert er

nüchtern. Ändert sich die Welt, muß sich auch die Kirche ändern. „Ich glaube, daß die Kirche nicht mehr als Herrin der Wahrheit auftreten sollte. Es ist nötig, daß die Kirche zuhört, bescheiden mit den Männern und Frauen dieser Zeit geht und die Schönheit des Evangeliums jedermann anbietet.“ Der Bischof kocht erst einmal Kaffee, stellt die Tassen auf einen Tisch mit Wachstischtuch im kleinen Eßzimmer direkt neben der Küche.

Weil er diese selbstverständliche Offenheit auch dem Erotikmagazin „Lui“ und der Schwulenzeitschrift „Gay Pied“ gegenüber zeigte, in einer Fernsehsendung des deutsch-französischen Senders „arte“ mit Kirchenkritiker Eugen Drewermann auftrat, ist er nun in die Wüste geschickt worden. Der Bischof fordert Redefreiheit auch innerkirchlich. Diskutiert werden müsse in vielen Bereichen. „Wir haben die Frage der wiederverheirateten Geschiedenen, wir haben die Frage des Pflichtzölibats der Priester, wir haben die Frage der Priesterweihe der Frauen, wir haben die Frage der Verhütungsmittel, der Präservative, des Platzes der Homosexuellen“, zählt er auf.

Wie viele kleingewachsenen Leute sitzt er dabei ganz aufrecht, und seine graublauen Augen blitzen energisch, wenn er unterstreicht, daß die autoritäre Haltung Roms nicht zu akzeptieren sei: „Die Haltung des Vatikans bei der Weltbevölkerungskonferenz in Kairo hat mich sehr geärgert.“ Wo das innerkirchliche Gespräch fehle, zerfalle die Kirche in ein Sammelsurium von Kreisen und Gemeinschaften. „Wenn ich in der Diözese von Gruppe zu Gruppe gehe“, beschreibt er seine Erfahrungen, „habe ich schon manchmal den Eindruck, den Planeten zu wechseln.“

Fast schon ein Planetenwechsel: aus dem kleinen Eßzimmer im normannischen Evreux in das Besucherzimmer einer Gründerzeitvilla in Suresnes am Stadtrand von Paris. In der „Maison Pie X“ residiert der Superior der französischen Lefebvre-Priester. Abbé Benoît de Jorna ist groß, schlank, trägt Soutane, sein silbergraues Haar ist sauber gescheitelt, seine Antworten kommen klar, präzise, bestimmt. Neben dem Kamin ein Foto von Marcel Lefebvre. Der Erzbischof war der Gründer der Traditionalistenbewegung. Nach der unerlaubten Weihe von vier Bischöfen wurde er 1988 exkommuniziert. In den Augen de Jornas römischer Machtmißbrauch. Gerade Lefebvres Anhänger seien katholisch.

Die offizielle Haltung der französischen Bischofskonferenz zur Lefebvre-Kirche ist eindeutig: kein Kontakt. Man versucht sie als verschwindende Minderheit abzutun, spricht von zehntausend Mitgliedern. Bei 22 Schulen, achtzig Kirchen und hundert Priestern in Frankreich ist das eine verharmlosende Untertreibung. Mehr als hunderttausend Gläubige bekennen sich zur Traditionalistenkirche, darunter sind viele junge Familien. Priesternachwuchs gibt es reichlich.

De Jorna sieht die Ursachen der „Krise der Kirche“ in der Französischen Revolution und der Trennung von Kirche und Staat. Ihre „Katastrophe“ habe sie beim Zweiten Vatikanischen Konzil in den sechziger Jahren erreicht. Damals hatte sich die katholische Kirche die Öffnung zur heutigen Welt und eine Erneuerung vorgenommen. Die Folgen, so zitiert der Mittvierziger seinen geistigen Vater Lefebvre, seien schlimmer als die der beiden Weltkriege gewesen.

Die Rezepte de Jornas für Kirche und Welt sind einfach: „Unterordnung des Staates unter die Kirche“, „Rückkehr zur gottgewollten katholischen Ordnung“, „Stärkung der Hierarchie“ in der Kirche. Seine Urteile über „modische“ Erscheinungen in der Kirche sind gnadenlos: Bischof Gaillot — ein Mann „bekannter durch seine Ausfälle als durch seine katholischen Lehren“. Die neuen geistlichen Gemeinschaften wie die Ordensleute von St. Gervais — eine „Abweichung vom Glauben, da sie in subjektiven Empfindsamkeiten verhaftet bleiben“. Die Arbeiterpriester — eine „Mißbildung priesterlicher Existenz, denn ein Priester ist ein Mann Gottes, der einer gewissen Trennung zur Welt bedarf“.

Unter dieser Trennung hat Arbeiterpriester Paul Bernadin als junger Kleriker gelitten. Er fühlte sich als Pfarrer den „gewöhnlichen, einfachen und armen Leuten, deren Leben ich teilen wollte, nicht nahe“. Als nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Lebensweise der Arbeiterpriester erlaubt wurde, zog er vom Pfarrhaus in eine Mietwohnung, wechselte die Soutane mit dem Blaumann und ging auf den Bau. Er lebte nicht mehr von den Almosen der Gemeinde, sondern verdiente seinen Unterhalt mit eigener Hände Arbeit. „Und da habe ich plötzlich eine große Nähe gemerkt, die Leute haben mich geduzt und waren sehr offen“, erinnert er sich.

Distanz erlebte er zu anderen. Wenn er einem Kollegen half, der schlecht bezahlt oder behandelt wurde, saß er plötzlich Rechtsanwälten und Unternehmern gegenüber, die ihn noch als Pfarrer kannten.

Sie verstanden ihn nicht, verstanden nicht, daß sein Einsatz nicht gegen sie gerichtet, sondern für seine Arbeitskollegen gedacht war. Weil er und seine Mitbrüder in den Gewerkschaften aktiv waren, galten sie plötzlich als Kommunisten.

Bernadin wehrt sich gegen die Frage nach dem Erfolg des Projekts „Arbeiterpriester“. Sie hätten die Kirchen nicht mit Arbeitern gefüllt, aber ihr Vertrauen gewonnen, und das sei sehr viel, betont er. An seiner Pinnwand hängt ein Bild von Gaillot, dem „roten Bischof“. Nur wenige Bischöfe unterstützen die Arbeiterpriester, nur vereinzelt teilen heute junge Priester ihr Engagement. Wenn die Arbeiterpriester sich treffen und ihre Erfahrungen austauschen, kommen immer mehr Rentner zusammen.

Bernadin hat mit Beginn seines Ruhestandes das nationale Sekretariat der Bewegung in Paris übernommen. Ein Büro voller Archivboxen und Ordner, eine

kleine Küche, ein Zimmer mit Eßtisch, drei Stühlen, Couchtisch, einem Stahlrohrrbett und zwei Decken, daneben stapeln sich „Le Monde“ und die katholische Abendzeitung „La Croix“ — das ist seine Wohnung. Paris ist teuer, seine Maurerrente ist nicht sehr hoch. Die französischen Pfarrer im kirchlichen Dienst haben auch nicht mehr. Sie verdienen umgerechnet etwa 1500 Mark. Größtenteils stammt das Geld aus der Gottesdienstkollekte. „Das ist bei Ihnen wohl anders“, meint Paul Bernadin mit Blick auf das deutsche Kirchensteuersystem.

Aus deutscher Sicht sind die meisten der 95 französischen Diözesen arm, die Haushalte ungesichert. Als das Erzbistum Lyon 1992 erstmals seine Bilanzen offenlegte, rieten Marketing- und PR-Experten, in Zukunft professionell um Spenden zu werben. Das „Gesetz vom 9. 12. 1905“ begründete in Frankreich eine völlige, auch finanzielle, Trennung von Staat und Kirche. Nach Protesten zahlt der Staat seit Anfang der achtziger Jahre wenigstens die Lehrergehälter der katholischen Privatschulen, immerhin 17 Prozent aller französischen Schulen. Religionsunterricht gibt es in staatlichen Schulen nicht, aber der Kirche werden Räume für die Schulseelsorge zur Verfügung gestellt. Auch dort versuchen 150 000 Katechetinnen und Katecheten Kindern und Erwachsenen den katholischen Glauben zu vermitteln.

Die Kirche Frankreichs stützt sich auf ihr ehrenamtliches Engagement. Nicht ganz freiwillig. Um die Jahrhundertwende hatte sie noch Missionare und Ordensleute in die ganze Welt „exportieren“ können. In den vergangenen 15 Jahren aber ist die Zahl der Priester von 40 000 auf 30 000 gesunken. 93 Prozent der knapp 57 000 Ordensschwwestern sind über fünfzig Jahre alt. Lediglich die Zahl der Diakone ist im europäischen Vergleich sehr hoch, seit verheiratete Männer geweiht werden. Mehr als neunhundert Männer sind mit der Feier von Taufen, Trauungen und Beerdigungen beauftragt. Der Priestermangel macht aus ihnen Ersatzpriester. Ursprünglich war der Dienst an den Armen ihr kirchlicher Auftrag.

Etwa zweihundert Obdachlose sitzen an Sechsertischen in einem Saal in der Rue Hermel auf dem Montmartre. Montags und donnerstags im Herbst und Winter gibt es ein Mittagessen, kostenlose medizinische Betreuung und Kleider. Die meisten sind Männer verschiedener Hautfarben, aus vielen Staaten und unterschiedlichen Kulturen. Nachts schlafen sie auf den Luftschächten der Kaufhäuser oder in Rohbauten, versuchen, sich in der Metro zu verstecken. Sie haben Angst vor dem Winter.

Denise Boulay geht mit einem Korb voller Baguettstücke von Tisch zu Tisch. Sie hat diesen Raum besorgt, freiwillige Helfer engagiert, das Geld für die Mahlzeiten erbettelt. Vor dem Essen ist Waschen angesagt, Alkohol ist tabu, eine zweiminütige Stille und ein gemeinsam gesprochenes Vater unser eröffnen die Mahlzeit. Das hier soll mehr als eine Suppenküche sein. Madame Boulays Gesicht wird zu einer Faltenlandschaft, wenn sie begeistert und mit großen Augen von ihrer Überzeugung,

ihrer Aufgabe spricht: „Die Menschen sollen hier etwas von einer Familie bekommen und ihre Würde erfahren.“

Zum erstenmal seit zehn Jahren mußte sie vor einer Woche einen rassistischen Streit schlichten. Franzosen hatten einem Afrikaner gesagt, Muselmanen hätten hier nichts verloren. Dieser Vorfall zeige, daß es für die Nichtseßhaften immer enger werde. „Mit Clochard-Romantik hat ihr Leben nichts zu tun. Es wird härter, und es werden immer mehr“, sagt Boulay besorgt.

Sie hat den Treffpunkt Naim genannt, nach einem biblischen Ort. Jesus war dort von der Trauer einer Mutter um ihren einzigen Sohn so berührt, daß er ihn wieder zum Leben erweckte. So konkret will Denise Boulay Hoffnung wecken. „In der Kirche wird zu viel geredet und zu wenig getan. Den Pfarrern ist der Kontakt zu den Armen peinlich. Aber wir müssen eine Kirche der Armen werden, wenn wir dem Beispiel Jesu folgen wollen“ — das kommt ganz entschieden.

Männer und Frauen wie Denise Boulay begleiten, betreuen und setzen sich für Nichtseßhafte, Gefangene, Prostituierte, Stricher, Behinderte, Aids-Kranke und Sterbende ein, die gesellschaftlich an den Rand Gedrängten. Sie tun das meist ohne offiziellen kirchlichen Auftrag und ohne Bezahlung. Jacques Gaillot nennt sie „die Ehre der Kirche“. Sie und die seit Mitte der siebziger Jahre entstandenen geistlichen Gemeinschaften wie die Ordensleute von St. Gervais gehören zu den wenigen kirchlichen Gruppen ohne Nachwuchsprobleme.

Sonst ist die Kirche in Frankreich keine Volkskirche mehr. Gläubige, Priester und Bischöfe können nicht mehr auf eine einheitliche Identität und Sprache bauen. Um die innerkirchliche Gemeinschaft zu fördern, haben vierzig Bistümer Synoden vorbereitet oder durchgeführt. Die Pariser Diözesansynode hat im vergangenen Oktober nach einem Jahr ihre Beratungen vorerst beendet. Jean-Marie Kardinal Lustiger hatte sich lange Zeit gelassen, bis er sie einberief. Jetzt ist er von der Bedeutung dieser Synode überzeugt: „Viele Leute haben im Lauf der Synode zum erstenmal entdeckt, wie verschieden, wie spannungsreich, wie ungleich die Situation der verschiedenen Gruppen und Gemeinden im Bistum ist.“

In dieser Einschätzung treffen sich der konservative Kardinal und sein progressiver Kollege Gaillot. Attraktiv nach außen kann die Kirche nur wirken, wenn es ihr gelingt, alltägliches Leben zu teilen und ein zeitgemäßes spirituelles Angebot zu bieten. Frère Antoine-Emanuel, Mönch von St. Gervais, formuliert das so: „Wir müssen als Christen die Füße fest auf dem Boden und den Kopf im Himmel haben.“